

Als das Wanderkino kam

Von Johannes Vossen

Dieser Tage lief mal wieder auf der Mattscheibe „nix Gescheites“ für meinen Geschmack. Mord und Terror, Sex und Horror nämlich kriegen wir alltäglich massenhaft serviert, das steht einem längst „im Hals,“ wie der Eifeler sagt. Es gibt Tage, da ist es wie verhext: Du hast Hunderte Programme zur Auswahl, und kein einziges bietet das, was du gerade mal gern sehen möchtest. Andersherum geht es nicht viel gescheiter: An manchen Tagen bieten zehn TV-Sender gleichzeitig Interessantes für dich, du kannst aber nur bei einem einzigen zuschauen. Während der Werbeeinblendung schaltest du rasch mal auf den anderen Kanal, – und dort läuft auch Werbung, nicht selten auf dem Übernächsten auch. Du möchtest das Gerät durchs Fenster schmeißen, – das Fenster ist aber zu klein und der Vorgarten könnte beschädigt werden...

Solchen verkorksten Fernsehhabenden lässt sich vorbeugen. Da gibt es bei uns ein ziemlich ansehnliches Regal mit mehr als 500 VHS-Videokassetten, überwiegend 240er. Über 400 davon sind selber bespielt worden, mit Filmen und Dokus aus dem TV – für den privaten Eigengebrauch darf man das ja – der Rest ist gekaufte „Fertigware.“ Rechnet man pro Kassette zwei normale Spielfilme zu je 90 Minuten Länge, so kommen allein bei den Selbstbespielten schon mehr als 800 – achthundert – Filme zusammen und es bleibt auch noch ein ansehnlicher Bandrest für Dokus und Ähnliches. Dieselbe Menge auf modernen DVDs oder ähnlichen digitalen Spielereien gespeichert, würde nur einen Bruchteil an Platz erfordern und von der Qualität her die Kassetten weit übertreffen. Das stört mich unterdessen wenig, VHS ist ein nostalgisches Hobby.

Als in den 1970er Jahren der Videorecorder zum Unterhaltungsmedium wurde, begann ich ziemlich rasch mit dem Bespielen leerer Kassetten. Der damalige Blankenheimer Verkehrsamtsleiter Werner Laska führte als einer der Ersten bei uns den Videoabend im Haus des Gastes in der Ahrstraße ein. Als Zeitungsberichter war ich dabei, die Sache faszinierte mich, und bald gab es bei uns auch ein solches Gerät, das damals noch um die 500 DM kostete. Die Videogeschichte an sich war eine ziemlich teure Angelegenheit: Eine unbespielte 240er Kassette kostete um die 20 DM, und ein ganz simples Scart-Kabel war kaum unter 40 DM zu haben.

Am besagten verkorksten Abend begab ich mich also vor die „Videowand“ im Abstellzimmer und tat einen unkontrollierten blinden Griff in die sauberlich sortierten Bandkästen. Ich erwischte die Nummer 344, und darauf stand als erster Filmtitel „Tausend rote Rosen blühen.“ Das ist ein deutscher Heimatfilm aus dem Jahr 1952 mit Rudolf Prack, OW Fischer und Winnie Markus in den Hauptrollen. Der alte Film ist in Schwarz-Weiß gedreht und das gefällt mir persönlich ganz besonders gut. Bild und Ton lassen nach heutigen Anforderungen einiges zu wünschen übrig, das gehört aber zur Nostalgie dazu, und vor 65 Jahren lag unsere Technik noch mehr oder weniger in „Nachkriegswehen.“ Mit den tausend roten Rosen war mein Fernsehabend „gerettet“ und eine Reihe schöner Erinnerungen an die Jugendzeit wurde wach.



Sehnsucht nach der heilen Welt

Die ersten Jahre nach dem unseligen Krieg waren geprägt von Hunger und Not, auch unsere Eifel blieb nicht davon verschont, wenn es uns auch angesichts der überall vorhandenen Kleinlandwirtschaft, im Vergleich zum Stadtbewohner noch relativ „gut ging.“ Auch bei uns kehrte nur zögerlich das „normale“ Leben in den Alltag zurück. Nach den Kriegsschrecken sehnten sich die Leute nach einer heilen Welt, die unterdessen noch einige Zeit auf sich warten ließ. Es fehlte an allen Ecken und Enden, Abwechslung in den arbeitsreichen Alltag brachte einzig einmal im Jahr die Dorfkirmes, weitere Vergnügungen gab es nicht, und selbst zum Kirmesball brachte man noch den aus Rüben oder Kartoffeln selbst gebrannten Schnaps mit, „Knollybrandy“ warf den stärksten Eifeler um, war aber unverzichtbar. Etwas besser wurde es, als irgendwann Josef Maus in Nonnenbach den „Tanz im Freien“ veranstaltete, bei ihm gab es dann schon „Korn“ und „Ginsterbier.“



Es mag etwa um 1948/49 gewesen sein – den genauen Zeitpunkt weiß ich nicht mehr – als Werner Poensgen (Senior) aus Nettersheim, erstmals mit seinem Wanderkino über die Eifeldörfer zog und den Leuten hochwillkommene Unterhaltung sozusagen „ins Haus“ brachte. Weit und breit gab es bei uns kein Kino, manche Leute hatten bis dahin noch nie einen echten Film gesehen, und Fernsehen kannten wir noch gar nicht. Da war das Wanderkino schon eine echte Attraktion. Die Vorführungen fanden zunächst im Saal Buhl statt, später wurden sie in den Saal Friesen verlagert. Die Kinoabende in Blankenheimerdorf sprachen sich rasch herum, zumal auch in der näheren Nachbarschaft regelmäßig mit Riesenplakaten geworben wurde. Viele Kinobesucher kamen beispielsweise aus Blankenheim, weil es dort keinen geeigneten Saal für die Vorführungen gab. Weitere Kundschaft kam auch regelmäßig aus

Nonnenbach. Bereitwillig nahm man kilometerweite Fußmärsche in Kauf, um für anderthalb Stunden auf der Leinwand ein wenig aus der großen weiten Welt zu erfahren, einen Hauch von Kultur zu erleben und Unterhaltung zu finden.

An unserer Oberahr und in ihren Nachbargemeinden gab es damals kein Kino. Werner Poensgen hat später in Blankenheim einmal den Versuch mit einem kleinen Lichtspieltheater gestartet, den Kinobetrieb bald aber wieder eingestellt. Noch gut in Erinnerung ist mir das „Barackenkino“ an der Aachener Straße in Kall. Leo Holzheim, der Besitzer, baute später das moderne „Rex-Kino“ an der Gemünder Straße, das aber auch längst nicht mehr existiert. Im Jahr 1952 wanderte unsere „Untersekunda“ von Steinfeld nach Kall und sah im Barackenkino den Film „Gesetz ohne Gnade,“ ein Drama um den Opfertod eines Jugendpfarrers im atheistischen Staat. Der Kinobesuch war für uns Pflicht, sozusagen Unterricht: Wir mussten später über den Film schreiben und diskutieren.

Der südliche Teil unserer Gemeinde Blankenheim war kinomäßig mehr in Richtung Hillesheim orientiert. Dort gab und gibt es heute noch die „Eifel-Filmbühne“ der Familie Runge, den Kinobesitzer und Radiohändler Hans Runge habe ich noch gekannt. Mit meinem „Bella“-

Roller und der Freundin auf dem Sozius, fuhr ich einmal im strömenden Regen nach Hillesheim, um „Die zehn Gebote“ zu sehen. Der Monumentalfilm war damals gerade in den Kinos angelaufen, – man mußte ihn gesehen haben, um mitreden zu können.

Der Vorführer schwitzte

Die Filmvorführung begann stets nach Einbruch der Dämmerung, weil das Verdunkeln der Saalfenster zu aufwendig war. Rolladen oder Jalousien gab es weder im Saal Buhl noch bei Friesens. Der Filmvorführer mußte, um im Eifeler Jargon zu reden, „de Fongere vam Aasch losse,“ das heißt er hatte den ganzen Abend alle Hände voll zu tun: Der gewichtige Projektor, die Leinwand und die Tonanlage mussten auf- und später wieder abgebaut werden, und während der Film lief, mussten die Rollen gewechselt und von Hand zurückgespult werden.

In der Kinosprache wird die Filmrolle als „Akt“ bezeichnet, das Ersetzen der abgelaufenen Spule durch die Nächstfolgende war der „Aktwechsel,“ und der erforderte äußerste Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Anfangs bedeutete der Aktwechsel eine minutenlange Unterbrechung: Die neue Rolle mußte aufgelegt, der Film durch die komplizierte Maschine geführt und auf die Leerspule gebracht werden. Die Unterbrechung der Vorführung war unterdessen kaum von Bedeutung, die Zuschauer waren daran gewöhnt und kannten es nicht anders. So waren sie auch höchst angenehm überrascht, als später durch eine geniale Erfindung, das so genannte „Aknapp-Verfahren,“ die Pausen wegfielen. In einer besonderen Vorrichtung wurde das Ende der ablaufenden Rolle mit dem Anfang der Nächsten sozusagen „verklebt“ und ohne Unterbrechung durch die Maschine geführt. Hierbei geriet der Vorführer ins Schwitzen: Am Ausgang des Projektors mußte die Klebestelle geöffnet und der Film in richtiger Lage auf eine neue Leerspule gebracht werden. Und das alles bei laufender Maschine, die in wenigen Augenblicken meterweise Film „ausspukte.“ Wenn da nicht jeder Handgriff „saß,“ entstand ein wüster „Filmsalat“ am Boden und dann war Feierabend.



Eine andere Lösung war das Aufwickeln des gesamten Films auf eine metergroße Riesenspule. Dabei wurden die einzelnen Akte aneinander geklebt. Nachdem im November 1955 in Blankenheim die neue Weiherhalle in Betrieb genommen war, gab es auch dort Filmabende. Der Projektor stand auf der Empore, mein Vetter Ferdi Müllenmeister fungierte als Vorführer. Eine heitere Geschichte ist mir noch in Erinnerung: Zwei Akte waren vertauscht worden, ob durch Ferdi oder bereits im Transportkarton, ist nicht bekannt. Die Kinobesucher staunten nicht schlecht ob der zusammenhanglosen Spielszenen, eine Korrektur war aber nicht möglich, der Film befand sich ja auf der Rollenrolle.

Die Ein-Rollen-Technik war nur bei ortsfesten Anlagen ratsam, beim mobilen Wanderkino waren die unhandlichen Rollen kaum anwendbar, zumal sie wegen ihres enormen Gewichts auch eine besonders stabile Aufhängung und einen eigenen Motor erforderten. Ein normaler Spielfilm dauerte in der Regel 90 bis 100 Minuten und umfasste vier oder fünf Akte

mit je 600 Meter Film. Ein kompletter 35 Millimeter Normalfilm wog im Karton um die 30 Kilo. Das ist mir noch aus meiner Bahnzeit bekannt, als die schwarzen Filmkartons regelmäßig per Bahnexpress verschickt wurden. Der Marmagener Pfarrer Erich Froitzheim war unser „Filmkunde“ beim Bahnhof Nettersheim, er führte in der Marmagener Turnhalle die „Pfarr-Lichtspiele“ und führte als Erster im hiesigen Raum in seinem Kino die neue Cinemascope-Breitwandtechnik mit einer 10 Meter - Leinwand ein.

Fensterkino

Die deutsche Filmindustrie produzierte in den Nachkriegsjahren auf ihren Streifen zunächst einmal die heile Welt, wie sie sich der „kriegsranke“ Normalbürger ausmalte: Heimat-, Berg-, Natur-, Musik- und Liebesfilme, astreine Streifen ohne Gewalt oder Sex. Leider ist diese Art Unterhaltung längst zur „Schnulze“ degeneriert, was immer auch der Einzelne unter diesem Begriff verstehen mag. Generell ist die Schnulze eine kitschige und künstlerisch unbedeutende Darbietung, beim Film sind es insbesondere die „Heimatschnulzen,“ die der „Insider“ von heute mitleidig belächelt. Meine bescheidene Meinung dazu: Unsere „Heimkinos“ strotzen vor brutalen Mord- und Raubszenen, vor „hartem“ Sex und ekelhaftem Horror. Wer darin künstlerisch Wertvolles entdeckt und amüsante Unterhaltung dabei empfindet, dem ist nicht mehr zu helfen, der ist krank im Kopf. „Heimatschnulzen“ gibt es in meiner Regalwand noch eine ganze Menge, und dabei gefallen mir, wie bereits erwähnt, die schwarz-weißen Filme am besten, weil sie original und nicht neu verfilmt sind.

Heimatfilme gab es bei unserem Wanderkino immer wieder zu sehen, darunter sehr bekannte Streifen, „die Geierwally“ beispielsweise, „Der Berg ruft“ und „Flucht in die Dolomiten“ von



und mit Luis Trenker. Ein bewegender und zeitgemäßer Nachkriegs- und Heimatfilm aus dem Jahr 1952 ist auch „Wenn abends die Heide träumt,“ in dem Rudolf Prack und Viktor Staal in der Lüneburger Heide Bomben entschärfen. Kriegsfilm gab es begreiflicherweise nicht, dafür aber eine Vielzahl von so genannten „Lustfilmen,“ die wir heute „Komödien“ nennen. Ich erinnere mich noch gut an die Serie „Knall und Fall“ mit Hans Richter und Rudolf Carl. Beim Wanderkino waren auch noch Ganghofer-Verfilmungen wie „Die Martinsklause“ oder „Der laufende Berg“ zu sehen, die später nie mehr auftauchten. Bei der SWR-Zentrale Baden-Baden erfuhr ich, dass sich derartige Filme vermutlich in Privatbesitz befinden und nicht mehr freigegeben werden. Schade eigentlich.

Obwohl alle Wanderkino-Filme bei uns jugendfrei waren und der heutigen Kategorie „ab sechs

Jahre“ entsprachen, durften wir Halbwüchsige sie längst nicht alle sehen. Ein „Lustfilm“ beispielsweise schien den Eltern schon vom Wort her verdächtig, ein „Revuefilm“ war für uns ein absolutes Tabu. Man wusste sich aber zu helfen: An bestimmten Filmabenden war ich ungewöhnlich müde und ging zeitig zu Bett – der Film begann ja schon um 21 Uhr – und stieg wenig später aus dem Fenster. Das war heikel, es war ja noch nicht dunkel und das Fenster lag über der Haustür an der Hofseite. Heute bin ich mir nicht mehr so sicher, dass die Eltern nie etwas bemerkt hätten, gesagt haben sie jedenfalls nie ein Wort und heute kann ich sie

leider nicht mehr fragen. Vater stellte allerdings gelegentlich merkwürdige Fragen, beispielsweise „Ob wohl dr Saal jester voll wor?“ Hereingefallen bin ich unterdessen nie.

Der Eintritt kostete eine D-Mark, wie ich mich zu entsinnen glaube, und diese Mark besaßen wir so gut wie nie. Die Saalfenster waren aber, wie schon gesagt, nicht verdunkelt. Der schräge Blick durchs Fenster auf die Leinwand verzerrte zwar das Bild, man konnte aber den Film mit erleben und auch der Ton war laut genug. Wir waren meistens drei oder vier jugendliche „Fenstergäste,“ es gab aber auch den einen oder anderen Erwachsenen, der auf diese Art das Eintrittsgeld sparte. Pech war natürlich, wenn es regnete. Ab und zu verscheuchte uns auch der erboste Kinobesitzer, doch musste der schleunigst wieder zu seinem Projektor zurück und störte uns wenig.

Es gibt eine ziemlich böse und heute noch sichtbare Erinnerung an unser Fensterkino. Wir waren zu zweit, es lag klebriger Schnee an der Rückseite von Friesens Saal. Wir bauten uns aus Schnee einen erhöhten Stand, um leichter durchs Fenster sehen zu können. Die Hände waren eiskalt und fast gefühllos, ich spürte im Schnee einen „Draht“ und zog kräftig, um ihn herauszubringen. Der Draht war eine zerbrochene Flasche. Das merkte ich erst, als mein Jackenärmel feucht wurde, – eine durch Glas oder gebrannten Ton verursachte Wunde blutet bekanntlich unendlich lange und heftig. Ein aufmerksamer Beobachter hätte am nächsten Morgen die Blutspur von Friesens Saal bis zu unserer Haustür verfolgen und wer weiß was für blutrünstige Geschichten dahinter vermuten können. Daheim hatte ich „bei der Schneeballschlacht in eine Glasscherbe gegriffen.“

Ich hatte richtig fest zugepackt, um den gefühlten „Draht“ aus dem Schnee zu reißen, der Schnitt am vorderen Glied meines rechten Ringfingers war tief bis auf den Knochen und in den halben Fingernagel eingedrungen, die Wunde hätte unter allen Umständen genäht werden müssen.

„Mam“ aber wickelte einen dicken Verband um Finger und Hand, der am nächsten Morgen durchgeblutet war. Trotzdem ging ich nicht zum Doktor, auch dann nicht, als nach zwei Tagen die Wunde brandig zu werden schien. Das war dann aber Gott sei Dank nicht der Fall, ich hatte unwahrscheinliches Glück, die Narbe ist heute noch gut sichtbar und die Fingerkuppe ist nach wie vor zur Hälfte gefühllos.



Die Leinwand wackelte

Der normale Spielfilm dauerte anderthalb Stunden, dazu kam aber noch vorab die Wochenschau, die in der Regel zwar schon mindestens einen Monat alt war, die aber immer wieder gerne gesehen wurde: Hier sah man im Nachhinein das, was man bereits in der Zeitung gelesen und im Radio gehört hatte. Die wichtigsten Ereignisse aus der großen weiten Welt waren für uns immer sehenswert, auch wenn sie schon bald vergessen waren. Zum Vorprogramm gehörte auch noch die Vorschau auf den nächsten Film und vielfach ein kurzer „Kulturfilm“ mit Aufnahmen aus Natur und Technik, manchmal sogar auch Zeichentrickfilme von Walt Disney. Der Filmabend insgesamt dauerte rund zwei Stunden, und wenn man die drau-

Ben am Fenster, möglicherweise bei Kälte und Regen, „abstehen“ musste, verlor die Sache bald an Reiz. Wir wussten uns zu helfen.

Die etwa drei mal drei Meter große faltbare Kinoleinwand stand in Friesens Saal mitten auf der Bühne, der zusammenklappbare Standfuß war durch das ewige Auf- und Abbauen ziemlich ausgeleiert, allerdings war er ja auch keiner besonderen Belastung ausgesetzt und wurde kaum jemals repariert. Stellenweise wackelig waren auch verschiedene Bretter des Bühnenbodens, in dem es eine Falltür gab: Eine lose im Rahmen liegende Bretterplatte. Die war manchmal bei den regelmäßigen Theaterspielen unserer früher recht aktiven Laienspieler erforderlich und führte über eine Leiter in den Keller unter der Bühne, wo massenweise altes Gerümpel und Bühnenrequisiten herum lagen. Der Keller besaß einen stets unverschlossenen Zugang von der Giebelseite des Saales her gegenüber von „Flenks.“

Das alles war uns „Flegeln“ natürlich bestens bekannt, also stiegen wir, sobald der Hauptfilm



lief und die Saalbesucher ergriffen auf die Leinwand starrten, behutsam durch die Luke und hockten uns im Hintergrund an die Bühnenwand. Vor uns die riesengroße Leinwand, die transparent war und uns das Bild seitenverkehrt zeigte, und seitlich davon den brüllenden Lautsprecher, der die Fensterscheiben klirren ließ, – kein besonderes Filmvergnügen, aber ein nicht alltägliches Abenteuer und immer noch besser als die „Fensterschau“ draußen in der Kälte. Klar, dass mit der Zeit hinter der Leinwand allerlei Unfug getrieben wurde, und an diesem Punkt kommen jetzt die eingangs erwähnten „Tausend rote Rosen“ zum Zug, durch die überhaupt erst die Erinnerung wieder auftauchte. Da war nämlich die Filmszene, in der die Arbeiterkolonne auf die Reise nach Übersee geht und zum Abschied „Wir Brückenbauer

zieh'n dahin, daher, wir zieh'n wohl übers Meer...“ singt. Bei diesem Song geriet ob unserer „Kabbeleien“ die Leinwand bedenklich ins Schaukeln, blieb aber stehen.

Man mag sich im Saal ob der beweglichen Wand gewundert haben, eine Reaktion kam unterdessen nicht, sehr zu unserer Beruhigung. Später kamen dann die Brückenbauer aus Übersee zurück in die Heimat, sangen dasselbe Lied, und „wie dr Düwel et well,“ – genau in diesem Augenblick wackelte die Leinwand zum zweiten Mal, und hätte unser Dieter den Standfuß nicht in letzter Sekunde erwischt, so wäre die Geschichte wohl umgekippt. Jetzt war natürlich das Rätsel um die „lebendige“ Leinwand gelöst, für einen Moment nämlich war der „rettende Arm“ sichtbar geworden. Mit knapper Not entwischten wir durch die schmale Luke, draußen bogen bereits zwei oder drei „Verfolger“ um Friesens Hausecke. Für derartige Situationen waren wir vorsorglich mit leichten Turnschuhen ausgerüstet und damit schneller als unsere Verfolger. Am Friedhof vorbei und über den Bahndamm erreichten wir freies Gelände und waren in Sicherheit. Bei einer späteren „Inspektion“ stellten wir fest, dass die Falltür im Bühnenboden mit ein paar Schrauben „dicht“ gemacht worden war.

Noch mehr Erinnerungen

Als Eintrittskarten gab es die üblichen Papierkärtchen von der Rolle. Oft reichten unsere spä-

lichen Groschen nicht für alle, wir waren aber meistens drei oder vier „Flegel“ und versuchten eine Notlösung. Dem mittellosen Kumpel wurde die gekaufte Eintrittskarte durchs Fenster nach draußen gereicht. Das funktionierte allerdings nur im Saal Friesen, wo es an der Hinterfront Fenster gab. Der Kassierer muß aber ein fotografisches Gedächtnis besessen haben, denn sofort fiel ihm das „fremde“ Gesicht auf und er war sich sicher, diesem Mann keine Karte verkauft zu haben. Es gab einigen Aufruhr, bis schließlich die Eintrittskarten der im Saal Anwesenden kontrolliert wurden. Der „kartenlose“ Tunichtgut konnte sich rechtzeitig und unbemerkt durchs Hinterfenster in Sicherheit bringen, stand aber jetzt seinerseits draußen. Dem Kinobesitzer war effektiv kein Nachteil entstanden, die Sache verlief ergebnislos im Sand, eine Wiederholung gab es nicht.

Ein besonderer Film ist mir noch gut in Erinnerung: „Verrat im Dschungel“, eine Abenteuergeschichte aus dem Urwald der Insel Mindanao. Der Streifen wurde in 1939 in den USA hergestellt, mit Gary Cooper und David Niven in den Hauptrollen. Für uns war der Streifen besonders interessant, weil wir noch nie einen Abenteuerfilm gesehen hatten. Und zudem war es ein besonders genüsslicher Filmabend: Im Saal Friesen fand damals eine Möbelausstellung statt, ich weiß nicht mehr, wer sie veranstaltete. Entlang der Wand zum Speisezimmer waren Wohnnischen aufgebaut, in einer davon standen herrlich weiche Sessel und ein Sofa, von dieser „Loge“ aus erlebten wir den Verrat im Dschungel.

Wenn beim Wanderkino der Hauptfilm begann, machte gewöhnlich die „Kasse“ am Eingang zu. Das tat eines Abends auch der Kassierer im Saal Buhl und kam, die kleine Stahlkassette unter dem Arm, durch den finsternen Raum zum Projektor herüber. Irgendwie stolperte er an der etwas erhöhten Kegelbahn und fiel der Länge nach auf den Bauch. Die Blechkassette schlitterte zwischen die Bankreihen, Markstücke und Groschen kullerten lustig über die Bodenbretter. Der ältere Mann hatte sich offensichtlich nicht ernsthaft wehgetan, er bewies unterdessen Humor, rieb sich die schmerzenden Arme und meinte: „Dunckerkiel, do wär ech doch baal jefalle.“ Dann sammelte er zwischen den Bänken seine Münzen zusammen, ob er sie wohl alle wieder gefunden hat?



Ein anderer Filmabend, ebenfalls im Saal Buhl. Mitten in der Vorstellung erklang aus dem Hintergrund die Stimme von Hermann Buhl, dem Saalbesitzer: „Ist von Göldens keiner da?“ Göldens, das war eine Dörfer Familie. Niemand meldete sich, vielleicht war tatsächlich keiner der Göldens anwesend, vielleicht wollte man auch beim Film nicht gestört werden. Drei Minuten später meldete sich der Gastwirt wieder aus dem Hintergrund, diesmal mit einem unheimlichen Zusatz zu seiner Frage: „Ist von Güldens keiner da? Bei denen brennt es.“ Daraufhin Tumult im Saal, Aufregung und Chaos, für die meisten Besucher war damit „der Film gelaufen“, bevor er zu Ende war. Der Brand im Hause Gölden konnte damals rasch unter Kontrolle gebracht werden, unsere Feuerwehr war damals wie heute „auf Zack.“

Kino als Hobby

Die Filmtechnik hat mich schon als Kind interessiert. Wir Nonnenbacher Schulkinder freuten

uns stets lange im Voraus auf den 19. März. Das nämlich war der Namenstag unseres Lehrers Josef Gottschalk, und da gab es für uns regelmäßig statt des Unterrichts einen „Filmtag.“ Hierfür wurde bei Lehrer Josef Lejeune in Blankenheimerdorf der kleine 16 Millimeter Siemens-Stummfilmprojektor nebst etlichen Rollen Film ausgeliehen.

Die Technik des Filmtransports durch den Projektor und die gesamte Funktion des Gerätes überhaupt, hat mich damals schon fasziniert. Inzwischen habe ich mir längst einen „ewigen Wunsch“ erfüllt und mir selber ein solch altes Siemens-Stummfilmgerät zugelegt, samt einem ansehnlichen Stapel Filmbüchsen. Der Projektor wird selbstredend nicht mehr gebaut, bei Ebay ist er aber noch zu haben. Dort sind auch noch die alten Stummfilme zu kriegen, alles nostalgische Stücke, die nur dem Liebhaber wertvoll sind. Überwiegend handelt es sich um RWU-Unterrichtsfilm für die Schulen, oder auch Puppen-Trickfilme wie „Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel“ oder „Die Stadtmaus und die Feldmaus“ sowie diverse Mär-



chenfilme. Die meisten meiner Filme kannte ich noch aus meiner Volksschulzeit. Damals gab es aber auch schon Spielfilme, ich erinnere mich an „Wilhelm Bauers Tauchboot“ und sogar an die Urfassung „Der Hund von Baskerville,“ den wir größeren Schüler damals nach Absprache zwischen Lehrer und Eltern sehen durften. Es war ein richtiger Filmabend in der Schule für die Erwachsenen, ein Stummfilmabend, das dauernde Mitlesen der Untertitel ermüdete auf die Dauer,

aber es gab nichts anderes. Derartige Stumm-Spielfilme sucht man allerdings auch bei Ebay vergebens.

Ein Schnäppchen ist mir unterdessen unlängst doch bei Ebay gelungen: Ein rund 100 Meter langer Zusammenschnitt der wichtigsten Szenen aus dem Film „Heimat, deine Sterne.“ Es handelt sich um einen Ozaphan-Heimkinofilm, dem naturgemäß der Ton fehlt. Der Film trägt den Titel „Kampf auf Leben und Tod“ und bestand ursprünglich aus drei Teilen, die der Verkäufer aneinander geklebt und auf eine große Rolle gespult hat. Den Originalfilm kannte ich vom Wanderkino her, wo er auch unter dem Titel „Der Jägerloisl vom Tegernsee“ lief. Hauptdarsteller sind Adrian Hoven und Hansi Knotek, eine der Hauptszenen ist der Kampf zwischen Jäger und Wilderer auf der Felsklippe, daher auch der Ozaphan-Titel.

Ein großer Film- und Kinofreund war auch Pastor Erich Froitzheim, den ich bereits erwähnte. Wir waren sehr gut miteinander bekannt und haben uns oft und lange unterhalten, – nicht nur über die Filmerei. Er war ein feiner Mensch und ein nicht nur bei seinen Pfarrkindern äußerst beliebter Seelsorger. Mit ihm konnte ich über alles sprechen, er blieb niemals eine Antwort schuldig. Er hat mir über sein Hobby „Film und Kino“ erzählt. Er war im Krieg in der Truppenbetreuung tätig und kam in diesem Zusammenhang erstmals mit der Schmalfilmtechnik in Kontakt. Die hat ihn ebenso fasziniert wie später mich. Nach dem Krieg hat er in Marmagen mit einem 16 Millimeter-Gerät Filmabende im Dorfsaal veranstaltet und Anklang gefunden. Daraus entstanden mit dem Neubau der Turnhalle die „Pfarr-Lichtspiele Marmagen“ mit moderner Vorführtechnik. Als er von meinem Interesse für die Filmerei hörte, hat er mir einmal während einer Vorführung seine moderne Anlage in Betrieb gezeigt und erklärt. Und da war ich begeistert.